

Die Musici

*(Hommage à Monsieur Le Professeur, Docteur, Pasteur Karl Barth rendu
l'année jubilaire de Wolfgang Amadeus Mozart)*

Zu allen Zeiten sind ihrer etliche gewesen, die nicht davon loskamen, dem Geheimnis des Lebens nachzugraben, das unsichtbarer ist als der Ursprung des Windes und tiefer als die Sohle des untersten Stollens eines Bergwerks. Und was sie aus diesen Schächten und Stollen, in denen sie geschürft haben, ans Tageslicht brachten, versuchten die einen in Wort und Schrift und Reim uns mitzuteilen, andere stellten es in Stein und Eisen, mit Stift oder Farbe dar. Wer Ohren hat zu hören und Augen zu sehen, oder wem sie geöffnet wurden, der fängt von da an zu begreifen, was er zuvor kaum zu ahnen gewagt hatte. Am allerschönsten aber tun es die Musici, die Geiger und Pfeifer, deren Urahne Jubal heißt. Wenn dir vor Gram und Weh die Sonne nur noch trübe scheint und du mit Schmerzen und Trauer verlassen in der Sommer Sonne oder im Schneegeästöber am Straßenrand sitzt, weil du vor Herzeleid nicht mehr weiter kannst: sie klagen mit dir, auch wenn sie dir weiter nicht helfen können. Und wenn dir ein Glück so übergroß und schön in den Schoß fällt, daß du vor lauter Freude die Arme wonnetrunken gegen den Himmel ausstrecken möchtest, weil der Frühling, der doch so schnell, ach so schnell vorübergeht, dich, gerade dich an diesem Tage so hell und licht anlacht, so singen sie mit dir. Sie singen vom Leben, das so reich tut, wie wenn es nicht Sterben wäre, und vom Tode, der so tief ist, daß alles Glück und alles Leid darin versinkt. Sie singen, wie der Vogel singt und den Bussard nicht merkt, der schon auf ihn herabstößt. Sie singen, wie der Mann bei der Arbeit singt, um ihren schweren Schwung zu beschwingen. Sie singen, wie der Knabe heimlich in seinem Herzen ohne Töne es klingen hört, wenn er an die eine Abwesende denkt, und wie die Mutter ihr Kind in den Schlaf wiegt, und was den Soldaten in der mörderischen Schlacht wie ein Bann umgrauft. Sie singen, wie die Andacht vor den Altären des großen Gottes huldigt, auf denen hohe Kerzen zwischen frischen Blumen brennend zergehen, und singen auch, wie es in einem singt, der einmal und wieder die Frohe Botschaft gehört hat.

Vor vielen, vielen Jahren nun geschah es, daß die Leute im Morgenlande einen hellen Stern aufgehen sahen, höher, viel ferner noch als der Regenbogen. Und sie ergründeten, daß er das Zeichen war, wie Gottes Barmherzigkeit in ewig neuer und ewig unwandelbarer Treue den Himmel wieder aufgeschlossen hatte. Vor dessen Eingang hatten bis dahin die Cherubim mit den hauenden Schwertern gestanden, so daß die Menschen verwaist allein der Gottferne und dem Elend wie preisgegeben schienen.

Nun aber hat Gott sich aufgemacht, daß er selber zu seinen Menschenkindern käme und hat die verlorenen Kinder in der Fremde gefunden. Seitdem gibt es Musik, die ist geschrieben von Menschen, die haben wirklich den Stern gesehen im Morgenlande, haben sich ihn zeigen und deuten lassen, und nun singen und klingen sie von dem, was sie gesehen haben, sei es nun, daß der Stern sie zum Verwundern gebracht hat, daß sie daher froh geworden, oder sei es auch, daß sie darüber erschrocken und entsetzt sind. Vielleicht sind ihnen auch gar keine Gedanken darüber eingefallen. Das ist nun trotzdem ein neues Lied, das sie singen, und es sind rechtschaffene Dinge darunter. Die Musici jedoch sitzen weiter auf ihrer Weide und in ihren Hütten. Sie haben sich nicht auf den Weg gemacht. Das Loblied von der großen Freude, die

allem Volk widerfahren wird, mögen sie noch nicht mitsingen. Aber der Stern, der Stern, an dem kann keiner mehr vorbeisehen. Er ist doch aufgegangen.

Nun geschah es aber, daß da andere waren, die haben sich auf den Weg gemacht, und nicht wenige von ihnen haben sogar die Zelte hinter sich abgebrochen. Ihre Musik ist ganz auf diesen Stern ausgerichtet, von ihm bestimmt und auf ihn gestimmt. Sie gelangen aber nicht ans Ziel. Stürme und Unfechtungen des Wüstenwegs überfallen sie gewaltsam, bedrängen und zwingen sie mit höllischer Not und barbarischem Kampf. Sie müssen sich ihrer Haut wehren gegen Steppenwölfe und Sarazenen, die ihnen auflauern und nachstellen. Aber sie bleiben auf dem Wege zu dem Ort, auf den dieser Stern deutet und lassen sich nicht abbringen. Sie sind nicht mehr zu Hause und das neue Land haben sie noch nicht gefunden. Ihre Musik ist wahrhaft die Musik derer, die in dieser Notwelt unterwegs sind zu dem Stern, den sie doch gesehen haben. Und nun singen sie ihr großes *Heldenlied* und können es doch ihrem Heros nicht widmen — denn es war doch nicht der richtige Held, am Ende doch nicht der Heilbringer, sondern Verräter, auch nicht besser als alle anderen — und singen so ihr *Lied an die Freude* aus aller Verzweiflung und singen wie am gehörten Ruf zweifelnd ihre *Feierliche Messe*.

Nun sind aber noch andere da, die kommen, weniger angefochten, bis in den königlichen Palast des Herodes, haben teil an seinem Erschrecken und teil an seiner Ratlosigkeit und wissen nun noch weniger, als sie zuvor gemußt haben. Denn da spricht man nun auch von diesem Stern, und das beunruhigt sie alle. Aber den Stern sieht man in der Stadt des Königs nicht mehr. Und da sie ihn nicht mehr sehen, so bleiben die Musici bei Hofe und singen ihm zu Dank dort die *alten Sagen* von Reden und Königen, von Siegfried und von dem ewigen Seefahrer und dem unerlösten Sänger. Und ihre letzte Sehnsucht greift durch die Musik nach dem *heiligen Gral*.

Noch andere aber bleiben weiter unterwegs, können nicht seßhaft werden und lassen sich auf den begehrten Höfen durch die Schrift bis nach Bethlechem weisen. Sie finden das Kind in der Krippe, das Gott als den Heiland aller Welt bezeugt. Denen wurde froh und hell in ihrem Herzen, sie knieten nieder und beten es an und schenken ihm alles, was sie mitgebracht, alles, was man dem König aller Könige und Herrn aller Herren schenken mag, Gold, Weihrauch und Myrrhen. Sie haben wirklich gefunden, bauen ihre Tempel und nun musizieren sie, da sie Gott in Christus gefunden haben, Messen, Choräle, *Litaneien*, Vesperpsalmen. Die Tür zur Welt haben sie zugemacht. Es klingt sehr feierlich in diesem sakralen Raum der hohen Dome.

Endlich sind ihrer noch etliche, wenige nur, die können frei und offen weitersagen, was ihnen Gott zu finden gegeben hat und wieder singen, wie die Vögel in den Zweigen singen. Nachdem sie ihre Geschenke gebracht und angebetet haben, kehren sie wieder um in ihre Heimat, an ihre Arbeit, zu den anderen Menschen, preisen und loben Gott, der in der Krippe in unser Elend gekommen ist und es für uns auf sich genommen und überwunden hat. Nun ist das Gefängnis gefangen genommen. Was sie jetzt tun und leben, durchkämpfen und musizieren, das geschieht alles in dem, was sie gesehen und gehört haben durch Krippe und Kreuz. Es ist alles, alles darin aufgehoben, das Hohe und das Tiefe, das Edle und das Geringe. Nichts Menschliches ist ihnen fremd, nachdem ihm seine herrlichen und doch aleihnerischen Ansprüche abgenommen sind, als ob es allmächtig sei und auf Dauer beglücken könne.

Hier singt unendliche Musik die Passions- und Lobgesänge von Schöpfung und Erlösung in kunstvollen Fugen. Hier singen und sagen sie aber auch von dem steinernen Gast und von dem Beilchen, das auf der Wiese stand, und von Fernweh und Heimweh und das Abendlied über dem im Schlaf behüteten Kind. Und die tun am besten, die da singen wie das Kind im Kätzchen der gefährlichen, der so schönen und doch so armen Welt, weil sie von der Vergebung und der allmächtigen Liebe des Vaters umgeben und in Ewigkeit von seiner Treue getragen sind. R. Wessendorf

Litanei im Advent

In der kürzlich erschienenen Ordnung für Adventsandachten befindet sich auf Seite 24/25 ein litaneiartiges Schlußgebet, das in seinen Ursprüngen in die Kirche der ersten Jahrhunderte zurückweist und nach seinem Stil jene große Linie erhabener Bildrede fortführt, die uns schon in den Visionen der Apokalypse des Johannes begegnet. Die 7 Bitten dieses Gebets verwenden die 7 Rahmenverse zum Magnificat, die sogenannten „O-Antiphonen“, die nach einem alten Brauch in den letzten Tagen vor Weihnachten gesungen wurden und ein wunderbares Zeugnis für das innige Verlangen der Väter nach den Gnadengaben des kommenden Erlösers und ihrer staunenden Anbetung der geheimnisvollen Menschwerdung des Erlösers darstellen. Schon bei Amalar von Metz (+ 850) werden diese Antiphone in seiner Schrift „de ordine antiphonarii“, die er im Auftrag Ludwigs des Frommen verfaßt hat, erwähnt und erläutert. Die erste Antiphon „O sapientia“ weist auf den göttlichen Ursprung des Erlösers hin. Er ist das Wort aus dem Munde Gottes, ist Anfang und Ende (Apsl. 1, 8). Die Gemeinde ruft nach diesem Wort, um den rechten Weg zu erfahren, den der Herr durch seine Menschwerdung offenbaren wird. Die zweite Bitte wendet sich an den Herrn, der das Volk des alten Bundes geführt hat in einer Geschichte, die zur Geschichte auch unseres Heils gehört und fleht um Erlösung. Die nächste Bitte erweitert das Blickfeld. Der Herr des Alten Bundes ist der Morgenstern, der aufgeht für alle Völker. In der nächsten Antiphon wird im Anklang an Apsl. 1, 18, Jes. 22, 22 und Apsl. 3, 7 der angerufen, der die Schlüssel hat der Hölle und des Todes. Der Prophet Jesajas hat geweissagt: „das Volk, das im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell“ (9, 2). Daß dieses Gnadenlicht über uns, die wir in Finsternis und Schatten des Todes wohnen, aufgehen möchte, erfleht die 5. Bitte. Eine Bitte um Erlösung ist auch die 6. Antiphon „O rex gentium“, die das bekannte Bild vom köstlichen Edstein (Eph. 2, 20 und Jes. 28, 16) verwendet und ebenso die letzte 7. Bitte, in der noch einmal die Weissagung des Erzwaters Jakob wie schon in der 4. Bitte anklingt (Gen. 49, 10), verbunden mit der Aussage des Propheten Jesajas in 33, 22. Wir sehen, die Väter der alten Kirche beteten aus der Fülle der Hl. Schrift. Sollen wir, verantwortlich für diese große Überlieferung der Kirche, vor diesem Beten zurückweichen, weil den heutigen Menschen die Hl. Schrift fremd geworden ist? Sollen wir denen recht geben, die in oberflächlichster Urteilsunfähigkeit ein solches Gebet als „Wortgeklingel“ empfinden, wie es ein Synodaler forderte? Wer die Geschichte der Liturgie kennt, der weiß, wo ein solches Verschleudern des Erbes endet, man braucht nur die Agenden des 18. Jahrhunderts anzusehen. Umgekehrt führt der rechte Weg in ein immer tieferes Erfassen und Aufnehmen des Gebets der Kirche!

D. Dr. Ritter